

Walter Homolka

Von der Versöhnung zur Eiszeit?

Katholische Kirche und Judentum entzweien sich über Judenmission

- ◆ Das 2. Vatikanische Konzil muss als entscheidender Wendepunkt im Verhältnis der Kirche zum Judentum betrachtet werden. In der Konzilserklärung „Nostra aetate“ besinnt sie sich ihrer jüdischen Wurzeln und sagt sich los von jeder Art des Antisemitismus. Damit begann ein intensives Bemühen um einen Dialog mit dem Judentum und eine Verbesserung der Beziehungen. Wie die jüngsten Diskussionen um die „Karfreitagsbitte“ jedoch zeigen, ist das bisher gewachsene Vertrauen zueinander sehr leicht zu erschüttern. Rabbiner W. Homolka blickt daher mit Sorge in die Zukunft. (Redaktion)

Theologische Gegensätze

1930 beendete der Verband der Deutschen Juden ein großes Editionsprojekt. Mit den „Lehren des Judentums nach den Quellen“ war ein Werk in fünf Teilen entstanden, das einen geistigen Umriss des Judentums geben sollte.

Im letzten, fünften Teil beschäftigten sich herausragende Vertreter deutschen jüdischen Denkens mit dem Judentum im Verhältnis zu seiner Umwelt: Leo Baeck, Seligmann Pick, Michael Holzman, Julius Lewkowitz und Felix Makower. Auf über dreihundert Seiten werden dabei die Abweichungen der „christlichen Religionen“ gegenüber dem Judentum in den „Grundgedanken“ und in den „Erscheinungsformen“ behandelt. Wir erhalten so – kurz vor dem brachialen Einschnitt des Holocaust – eine Gesamtschau des jüdischen Verhältnisses zum Christentum, die sehr exakt die Brüche beschreibt und damit besonders geeignet ist, uns Auskunft über das distanzierte Verhältnis von Judentum und

Christentum in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu geben.

Paulus – der Entfremder

Leo Baeck (1873–1956) ist es, der in der paulinischen Theologie und Mission den entscheidenden Wendepunkt des Christentums gegenüber dem Judentum wie der urchristlichen Gemeinde ausmacht: „Aus dem jüdischen messianischen Glauben, wie ihn die alte christliche Gemeinde in den Glauben an die Messianität Jesu gehabt hatte, war hier, in der paulinischen Theologie, unter dem bestimmenden Einfluß des orientalisch-hellenistischen Mysterienglaubens ein ganz anderes geworden: der Christusmythus. Auch hier steht Jesus im Mittelpunkt. Aber es ist nicht mehr der Jesus, welcher gemahnt, gelehrt, gefordert und verheißen hatte, und von welchem seine Gefährten und Schüler erzählten, dem sich hier das Denken und Hoffen zuwenden. Es ist hier ein ganz anderer, und nur der Name ist geblieben.“¹

¹ Walter Homolka (Hg.), Die Lehren des Judentums nach den Quellen. Bd. III, München 1999, 58 (Neuedition der 1930 im Gustav Engel Verlag Leipzig erschienenen Originalausgabe).

Leo Baeck kritisiert, dass mit einem mythischen Weltheiland, der von Urbeginn an gewesen sei, Gott selbst in den Hintergrund trate. „Gottes Bedeutung ist hier eigentlich nur, dass er diesen Heiland in die Welt gesandt hat.“² Nur durch die Hinwendung an diesen Heiland werde man Glied der Gemeinde. Nur durch die Sakramente der Taufe und des Abendmahls erhalte man dinglichen und wirklichen Anteil an diesen Mysterien. Wer sich gläubig durch diese Mysterien mit Christus verbinde, werde eines Gnadenwunders teilhaftig: des ewigen Lebens und der Befreiung von der Sünde.

So wie sich die entstehende Kirche gegen ihre urchristlichen und jüdischen Ursprünge wandte, so musste sich auch das Judentum gegen die Kirche wenden. Das Judentum setzte gegen den Anspruch Christi sein Beharren auf den strengen Monotheismus und die Ablehnung jedes Mittlertums zwischen Gott und den Menschen. „Im Kampfe mit der Kirche ist die jüdische Religion [sich] damals von neuem ihrer selbst ganz bewusst geworden.“³

Den grundsätzlichen Unterschied zwischen Judentum und Christentum macht Leo Baeck gar nicht in der Christologie aus, sondern in der Lehre vom Menschen. Für ihn hat die Kirche die biblische Auffassung verlassen, nach welcher der Mensch „im Gleichnis Gottes geschaffen ist“ und ihm damit eine schöpferische Kraft gegeben sei, auf der Grundlage seiner Willens- und Entscheidungsfreiheit der sittlichen Aufgabe gerecht zu werden, die Gott ihm ge-

stellt hat.⁴ In der Kirche sei der Mensch dagegen gedacht als erlösungsbedürftig und schlechthin abhängig von der göttlichen Macht. Die Ethik verliere hier den zentralen Platz, den sie im Judentum gehabt hatte.⁵ Denn an die Stelle des Gebietenden in der Bibel trete allein das Gnadenwunder der Erlösung. Und Jesus trete zwischen Gott und den Menschen.

Jesus trennt Gott und Mensch

Seligmann Pick fasst die jüdische Haltung dazu so zusammen: „Dem Judentum ist die christliche Lehre vom ‚Gottessohn‘ immer als ein unversöhnlicher Widerspruch mit dem Monotheismus erschienen.“⁶ Dazu zitiert er aus Agadat Bereschit Kap. 31: „Stumpfsinnig sind die, welche die Unwahrheit sprechen, indem sie sagen, Gott habe einen Sohn und lasse ihn töten. Wenn Gott es nicht mit ansehen konnte, daß Abraham seinen Sohn opferte ... hätte er seinen eigenen Sohn töten lassen, ohne die ganze Welt zu zerstören und sie zum Chaos zu machen? Darauf bezieht sich das Wort Salomos von dem ‚Einen ohne Zweiten, der keinen Sohn und keinen Bruder hat‘ (Kohelet 4,8).“⁷ Pick geht auf die Lehren vom Heiligen Geist und von der Dreieinigkeit ein und zeigt ihre Unvereinbarkeit mit dem Judentum auf. Dabei verweist er u.a. auf Josef Albo und Chasdai Crescas bzw. Jehuda ha-Levi, wenn er sagt, hinsichtlich der Dreieinigkeitslehre „ist für die Vernunft kein Platz“ (Kusari I, 5)⁸.

² Ebd.

³ Ebd., 60.

⁴ Ebd., 67.

⁵ Ebd., 68.

⁶ Ebd., 74.

⁷ Ebd., 84.

⁸ Ebd., 106.

Der Mensch – zur Gerechtigkeit aus sich selbst berufen

Aber nicht nur am Gottesbild entzündet sich die Kritik; der Gedanke der „Erbsünde“ wird entschieden zurückgewiesen. Seligmann Pick: Das Judentum „bestreitet nicht, dass der Mensch eine gewisse Neigung zur Sünde sozusagen mitbringt und sich später mit Sünde belastet. Wohl aber ist ursprünglich jede Menschenseele rein (tehora); ist sie ja von Gott, dem ewig Reinen, geschaffen. Wo diese Reinheit geleugnet ist, da ist – so meint das Judentum – das Ethische im Menschen letzten Endes zur Ohnmacht verurteilt.“⁹

Michael Holzman erläutert die jüdische Gegenposition zur Rechtfertigung aus dem Glauben. „Der mit der Erbsünde belastete Mensch [wird] nach Paulus und Luther durch den Glauben an Christus, nach Calvin durch das Ergreifen von Christi Gerechtigkeit im Glauben, nach Augustinus und dem Konzil von Trient durch die Eingießung der Gnade gerechtfertigt. Anders lautet die Lehre des Judentums. Sie kennt keine Erbsünde, hält vielmehr daran fest, dass, da alle Menschen im Ebenbilde Gottes geschaffen sind, jede Seele – auch nach Adams Ungehorsam – rein ist.“¹⁰ Jeder Mensch ist fähig, das Gute zu wählen und das Böse zu lassen. Durch Reue kann er – ohne jede Vermittlung – zu Gott zurückkehren. Dabei wird der Glaube an Gott nicht gefordert, sondern bereits vorausgesetzt. Im Gegensatz zu Paulus geht es dem Judentum ganz und gar um die gerecht machenden Werke, um das moralisch-sittliche Tun. Julius Lewkowitz schließt an mit der Differenzierung der Tugenden

des Handelns gegenüber dem Dulden. Im Gegensatz zur jüdischen Weltbejahung des tätigen Handelns lehre das Christentum Geringschätzung des irdischen Lebens und verlange den Verzicht auf seine Güter. Je des Wirken in der Welt werde sinnlos, alles Wirken auf das kommende Gottesreich gerichtet.¹¹ Während das Judentum den Menschen zum Kampf gegen das Elend ansporne, verherrliche das Christentum das Leid. „Der duldende Messias ist das erhabenste Vorbild menschlicher Frömmigkeit.“

Synagoge und Kirche – Gleichheit und Unterordnung

Leo Baeck hebt dann den Primat der individuellen Überzeugung hervor: „Ohne dogmatische Gebundenheit und ohne kirchliche Geschlossenheit lebte so stets das Gesamtjudentum, im Dasein und im Bewusstsein, mit einem Maße geistiger Mannigfaltigkeit und einer individuellen Lehrfreiheit des Einzelnen, wie sie die anderen religiösen Gemeinschaften in den jeweiligen Zeiten kaum aufweisen.“¹² Und Seligmann Pick hebt das Fehlen von Dogmen und Bekenntnisschriften im Judentum hervor. Auch die Marien- und Heiligenverehrung wird aufgegriffen, die Gleichheit aller jüdischen Gemeindemitglieder in Gegensatz gestellt zur Vorrangstellung der Kleriker gerade in der katholischen Kirche, und die Selbstbestimmung der jüdischen Gemeinden wird gegenüber einem zentralen Lehramt und einer oberen Kirchenbehörde lobend hervorgehoben.

Kaum je hatte es einen gründlichen Versuch gegeben, die Gegensätze von

⁹ Ebd., 121.

¹⁰ Ebd., 155.

¹¹ Ebd., 172.

¹² Ebd., 205.

Christentum und Judentum aufzuarbeiten und unterschiedliche Positionen deutlich werden zu lassen. Man kann wohl sagen, dass die Haltung des Judentums gegenüber Kernaussagen des katholischen Glaubens noch in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts durchaus distanziert und kontrapunktisch gewesen ist. Dies ist der Hintergrund, vor dem wir jede aktuelle Auseinandersetzung betrachten müssen: es ist keineswegs selbstverständlich, dass Judentum und Katholische Kirche sich so weit aufeinander eingelassen und Vertrauen aufgebaut haben, wie dies nach dem Zweiten Weltkrieg geschehen ist.

Die Veröffentlichung der „Lehren des Judentums nach den Quellen“ fällt mit dem Ende geistiger Freiheit in Deutschland während der Weimarer Republik zusammen. Was folgt, war eine Schreckensherrschaft ohnegleichen mit der Ermordung des europäischen Judentums, ohne dass die Kirchen dem millionenfachen Abschlachten von Menschen wirksam Einhalt geboten hätten.

Das Christentum als Peiniger des Judentums

Dieser Blutzoll war nicht wirklich neu. Wer das Martyrium von Juden in Europa erinnert, der kommt an der Rolle des Christentums nicht vorbei. In seinem Bemühen, sich unabhängig vom Judentum zu entwickeln, hat das Christentum – der jüngere Bruder – sich oft auf eine sehr radikale Weise von seinem älteren Bruder entfernt. Diese anti-jüdische Abwendung aus religiösen Gründen hatte – aufgrund von unterschiedlichen sozialen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Faktoren – Hass und Verfolgung gegen Juden zur Folge. Auf dieser Grundlage konnte sich ein radikaler

Antisemitismus entwickeln, der bis zum Versuch ging, das Judentum gänzlich auszulöschen. Spätestens seit Kaiser Theodosius (379–395 n.d.Z.) das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte, wissen Juden, dass die Treue zu Gottes Geboten Gefahr an Leib und Leben bergen kann. Schon vor Beginn der Kreuzzüge sind Fälle des Selbstmordes belegt, um einer Zwangstaufe zu entgehen. Eine Mutter im mittelalterlichen Mainz brachte ihre Kinder lieber um, als sie sich vor dem Taufstein rauben zu lassen, damit sie als Christen aufgezogen würden.

Um mit Gott eins zu bleiben, mussten Juden sich selbst oft genug in der Geschichte als „olah temimah“, als „reines Brandopfer“ darbringen. Seit 1492 Isabella die Katholische das ‚Goldene Zeitalter‘ des Zusammenlebens von Muslimen, Christen und Juden auf der Iberischen Halbinsel beendete, litten die Juden Spaniens und selbst ihre zwangskonvertierten Nachkommen unter dem Feuer und der Pein von Inquisition und Tribunalen. Der Wahn der Kreuzritter und der Inquisitoren hat dafür gesorgt, dass die „Heiligung des göttlichen Namens“ im Judentum oft nur unter Verlust des Lebens möglich war. Judenmission umfasste in der Vergangenheit Zwangstauen, körperlichen und geistigen Druck zur Annahme des christlichen Bekenntnisses, Verächtlichmachung der jüdischen Lebensform, Bestreitung des Rechts, nach der eigenen Tradition zu leben. Im Einflussbereich der Ostkirchen hat sich Ähnliches abgespielt. Die traurige Geschichte der Judenverfolgung in Osteuropa ist endlos.

Auch ein ernüchterter Luther war den Juden nicht Freund und hat mit klarer und kräftiger Sprache Unterdrückung, Hass und Tod gepredigt. Noch nach den Josephinischen Reformen oder der Aufklärung des 19. Jahrhunderts konnten Juden die

bürgerliche Gleichstellung nur dann erreichen, wenn sie bereit waren, die Taufe als Eintrittsbillett in die Gesellschaft zu lösen. Hier könnte man vieler Märtyrer gedenken, die lieber den gesellschaftlichen Tod starben und ihr Lebensglück verfehlten, als ihrer jüdischen Existenz zu entsagen. Nach dem Scheitern Napoleons I. zeigte erst wieder die heraufdämmernde Trennung von Thron und Altar um die Wende zum 20. Jahrhundert Perspektiven einer gleichberechtigten Existenz. Diese Hoffnung jedoch wurde durch den Holocaust des 20. Jahrhunderts auf das Schrecklichste enttäuscht. Dieser übergroße Ausbruch des Hasses hat schließlich eine Kehrtwendung in der Haltung des Christentums zum Judentum gebracht.

Katholische Kirche und Judentum – eine Kehrtwende ...

Diese neue Beziehung schloss die Reue und die Anerkennung christlicher Verantwortung an der Schuld der Vergangenheit gegenüber uns Juden ein. Wer die Kirchengeschichte kennt, kommt also nicht umhin, die bahnbrechenden Änderungen der letzten Jahrzehnte zu würdigen. Die Konzilserklärung „*Nostra Aetate*“ vom 28. Oktober 1965 über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen wies erstmals die an das jüdische Volk gerichtete pauschale Schuldzuweisung für Jesu Tod zurück. Die Neubestimmung des Verhältnisses zur jüdischen Gemeinschaft ist auf das Engste mit dem Pontifikat Johannes Pauls II. verbunden. 1980 formulierte er in seiner

Begegnung mit Rabbinern in Mainz: „Juden und Christen sind als Söhne Abrahams berufen, Segen für die Welt zu sein.“¹³ Diese Erkenntnis mündet 1985 in „Hinweise für die richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und der Katechesis der katholischen Kirche“. 1986 besuchte Johannes Paul II. dann die Große Synagoge in Rom. Zur christlichen Identität sagte der Papst dort, „daß die Kirche Christi ihre ‚Bindung‘ zum Judentum entdeckt, indem sie sich auf ihr eigenes Geheimnis besinnt. Die jüdische Religion ist für uns nicht etwas ‚Äußerliches‘, sondern gehört in gewisser Weise zum ‚Inneren‘ unserer Religion ...“¹⁴ 1993 kam es zum Grundlagenvertrag zwischen Heiligem Stuhl und dem Staat Israel. Im März 2000 sprachen der Papst und leitende Kardinäle eine umfassende Vergebungsbitten an das jüdische Volk für Fehler von Gläubigen und der Kirche in der Vergangenheit. Daran schloss sich eine Pilgerreise des Papstes ins Heilige Land an, bei der Johannes Paul II. an der Klagemauer seine Bitte um Vergebung erneuerte. 2001 schließlich veröffentlichte die Päpstliche Bibelkommission wichtige Rahmenbedingungen für die Auslegung der Heiligen Schrift in „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“. Hier wird erstmals das Nein des Judentums zu Jesu von Nazaret Messianität auch von Christen als Treue zur Heiligen Schrift als Quelle jüdischer Tradition gewürdigt und anerkannt.

Wer sich noch der Diskussion um den „Seligen Anderle von Rinn“ und seine Verehrung auf dem Judenstein in der Diözese Innsbruck erinnert, die erst am 2. Juli 1989

¹³ Johannes Paul II., Ansprache an den Zentralrat der Juden in Deutschland und die Rabbinerkonferenz am 17. November 1980 in Mainz, in: R. Rendtorff/H. H. Henrix (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Bd. I. Dokumente von 1945 bis 1985, Paderborn/München 1988, 76.

¹⁴ Johannes Paul II., Ansprache beim Besuchs der Großen Synagoge Roms am 13. April 1986, in: H. H. Henrix/W. Kraus (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Bd. I. (s. Anm. 13), 109.

durch die Amtskirche beendet wurde, wird ermessen können, wie bedeutsam diese Schritte auf das Judentum als zeitgenössische Weltreligion hin gewesen sind.

... nicht ohne Belastungen

Während des Pontifikats Johannes Paul II. gab es aber auch andere Akzente. So hatten Heiligsprechungen eine besondere Bedeutung. Nicht nur die Zahl ist interessant; vor allem die Auswahl und Kombination derjenigen, die zu den Altären erhoben werden, scheint wie ein Navigationssystem durch die aktuelle Kirchenpolitik zu funktionieren. Am 9. August 1942 war die Karmelitin Theresa Benedicta vom Kreuz als Jüdin Edith Stein in Auschwitz ermordet worden. 1987 sprach sie Papst Johannes Paul II. heilig und die Kirche er hob sie zu einer Patronin Europas. Damals war die jüdische Ablehnung beträchtlich, mit der die Heiligsprechung Edith Steins als unnötiges Hindernis für den Dialog betrachtet wurde. Als Jude fragte man sich: warum Edith Stein und nicht Franz Jägerstätter, ein bescheidener österreichischer Katholik, der von den Nazis 1943 enthauptet worden war, weil er nicht in Hitlers Armeen kämpfen möchte? Dient Edith Stein der Kirche als Angebot eines Rollenmodells für Juden? Oder als Versuch, den Holocaust zu verallgemeinern und die Verantwortung der Kirche zu verdunkeln? Auch die Heiligsprechung des judenfeindlichen Maximilian Kolbe wurde von solcher Kritik begleitet. Wir Juden fürchteten, die Hervorhebung des Leides von Christen in der Todesmaschinerie der Nazis könnte davon ablenken, dass diese wesentlich der unentrinnbaren Auslöschung des jüdischen Volkes gewidmet war. Denn Juden hatten keine Wahl, ihrem Schicksal zu entrinnen. Andere hatten sie sehr wohl.

Weitere Belastungen folgten: die Papstaudienz für Kurt Waldheim im Jahr 1986 und die Errichtung eines Konvents der Karmelitinnen in Auschwitz. Die gleichzeitige Seligsprechung der beiden kirchenpolitisch so unterschiedlichen Konzilspäpste Pius IX. (1846–1878) und Johannes XXIII. (1958–1963) am 3. September 2000 scheint zumindest zwei gegenläufige kirchliche Tendenzen zu bedienen. Während in die Amtszeit Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil mit der historisch so wichtigen Erklärung „*Nostra Aetate*“ fällt, ist Pius IX. wegen antijüdischer Äußerungen zu kritisieren. In der Mortara-Affäre 1858 war ein heimlich von einem katholischen Dienstmädchen getaufter Sohn seinen jüdischen Eltern zwangswise weggenommen und vom Papst katholisch erzogen worden. Dies erinnert an die aktuellen Vorwürfe gegen Pius XII., dem Dokumente unterstellt, er habe getaufte jüdische Kinder nach 1945 nicht mehr zu ihren Eltern zurückkehren lassen wollen. Auch der Wunsch des spanischen Klerus, Isabella die Katholische selig sprechen zu lassen, schließt höchst unerfreuliche Deutungen nicht aus.

All diese Akzente sind durch die Kirche in zeitlicher Nähe gesetzt worden und können wohl erst durch den Abstand von Jahrzehnten in ihrer Bedeutung beurteilt werden. Die Frage heute ist: welche Situationsbestimmung gilt in der katholischen Kirche aktuell, wenn das Verhältnis zum Judentum formuliert wird? Wie steht es um das Klima des jüdisch-katholischen Verhältnisses?

Das Thema Judenmission bleibt aktuell

Bei der ersten Begegnung von deutscher Rabbinerkonferenz und deutscher Bischofskonferenz am 9. März 2006 in Ber-

lin hatte Kardinal Kasper eine wesentliche Aussage getroffen:

„Sofort stellt sich dann die Frage, wie sich der alte und der neue Bund, oder wie manche sagen: der erste und der zweite Bund verhalten.¹⁵ Handelt es sich um zwei Bünde oder um einen Bund, oder reicht diese Alternative überhaupt aus, um das komplexe Verhältnis zwischen beiden zu beschreiben? Im Hintergrund dieser Frage steht das noch viel grundsätzlichere Problem, wie ist Weitergeltung des alten Bundes mit der für den neuen Bund grundlegenden universalen Heilsbedeutung Jesu Christi vereinbar (vgl. Röm 3,21–31)? Hält man an der universalen Heilsbedeutung Jesu Christi fest, dann stellt sich sofort das äußerst sensible Problem der Judenmission. Im Unterschied zu manchen evangelikalen Gruppierungen kennt die katholische und die offizielle evangelische Position keine organisierte und gezielte Judenmission. Doch in allen diesen Fragen sind wir noch weit von einer allgemein befriedigenden Antwort entfernt. Trotz guter Ansätze gibt es gegenwärtig noch keine umfassende allgemein überzeugende christliche Theologie des Judentums.“¹⁶

Rabbiner Henry G. Brandt, Vorsitzender der Allgemeinen Rabbinerkonferenz Deutschlands, verstand sehr wohl, welches Thema da von katholischer Seite gesetzt worden war: Muss auch das jüdische Volk den universalen Heilsanspruch anerkennen, den die katholische Kirche für Jesus als Christus in Anspruch nimmt? Er antwortet Walter Kasper¹⁷:

„Wir haben mit Genugtuung registriert, dass sich die Katholische Kirche festgelegt hat, dass Gottes Gnadengaben und Verheißungen unabänderlich sind, dass seine Treue ewig währet. Demgemäß steht Gott zu seinem Bund und zur Erwählung Israels, wenn Er auch – nach christlichem Verständnis – die Christen durch den Glauben in diese hineingenommen hat. Dass ich dafür nicht Dank sage, werden Sie mir nicht übel nehmen, denn für das Selbstverständliche sollte man nicht danken müssen, aber ich äußere Genugtuung, dass diese Korrektur in Lehre und Glaube endlich stattgefunden hat. Denn für uns war es immer selbstverständlich, dass der Bund nie gekündigt wurde, fühlten wir uns doch selbst in den schlimmsten Zeiten immer im Bund mit Gott. Nie gekündigt, manchmal schwer zu tragen, und immer präsent. Dass wir das nun gemeinsam so sehen, gibt uns, glaube ich, gegenseitig Stärke und Mut für die Zukunft. Das Sündenbekenntnis, das mehrmals ausgesprochen wurde, haben wir ebenfalls registriert. Und als Jude sollte man darauf mit Annahme reagieren. Denn lehrt das Judentum nicht und sprechen wir nicht jedes Mal zu den hohen Feiertagen der Umkehr, zu Rosch HaSchana und Yom Kippur, Umkehr, Gebet und gute Taten ändern das negative Urteil? Wir hoffen nur, dass diese Kehrtwende, dieses fast revolutionäre Neue von Dauer sein wird und man diese Entwicklung wirklich als epochal bezeichnen wird. Hoffentlich werden die zukünftigen Geschichtsbücher es demgemäß berichten. [...]“

¹⁵ Vgl. J. T. Pawlikowski, Judentum und Christentum III., in: TRE XVII (1988), 390–403; *Ders.*, Reflections on Covenant and Mission, in: E. Kessler / M. J. Wright (Hg.), Themes in Jewish-Christian Relations, Cambridge 2005, 273–299.

¹⁶ Walter Kardinal Kasper, Rede bei der Begegnung mit Rabbinern und Vertretern des Vatikans am 9. 3. 2006. (http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/04_02_mehr.php?pNUM=3&mID=55 [Stand: 27.3.2008])

¹⁷ Landesrabbiner Henry G. Brandt, Rede bei der Begegnung mit Rabbinern und Vertretern des Vatikans am 9. 3. 2006. (http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/04_02_mehr.php?pNUM=2&mID=60 [Stand: 27.3.2008])

Sie haben das Thema der Mission angesprochen. Ich möchte hier nicht weiter darauf eingehen, aber es muss zur Kenntnis genommen werden, dass besonders hier in Deutschland die Mission an Juden ein rotes Tuch ist. Insbesondere hier ist jede Idee, jeder Anflug der Möglichkeit einer Judenmission quasi ein feindlicher Akt, eine Fortsetzung der Untaten Hitlers den Juden gegenüber auf anderer Ebene. Das ist hart, aber ehrlich gesagt, denn so wird es von uns empfunden. Deswegen muss die Absage an eine Missionierung von uns Juden radikal und vorbehaltlos sein. Freilich bedeutet dies nicht, dass Christen wie auch Juden nicht verpflichtet wären, unter Be-

dingungen der Freiheit Zeugnis für ihren Glauben abzulegen. Dazu gehört unweigerlich auch das Risiko, dass das Leben und dieses Zeugnis jemanden dazu motivieren könnten, sozusagen die Seiten zu wechseln. In einer freien Gesellschaft muss dieses Risiko akzeptiert werden. Und Tatbestand ist, dass es eine solche Bewegung in beide Richtungen gibt. Judenmission, das aktiv ‚Bekehren wollen‘, ist allerdings etwas ganz anderes, insbesondere wo es noch mit materiellen Anreizen verbunden ist. Das verbietet sich von selbst – und besonders hier in diesem Land unter den vorhin beschriebenen Umständen.“

Weiterführende Literatur:

Hans Hermann Henrix (Hg.), *Nostra Aetate – Ein zukunftsweisender Konzilstext*. Die Haltung der Kirche zum Judentum 40 Jahre danach (Aachener Beiträge zu Pastoral- und Bildungsfragen 23), Aachen 2006.

Walter Homolka, Jesus der Jude. Die jüdische Leben-Jesu-Forschung von Abraham Geiger bis Ernst Ludwig Ehrlich, in: ZRGG 60 (2008), 63-72.

John T. Pawlikowski, Moderne jüdische Ansichten über Jesus, in: <http://www.jcrelations.net/de/?item=2918>;

Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim ZdK veröffentlicht Stellungnahme zur Karfreitagsbitte „Für die Juden“, in: <http://www.zdk.de/pressemeldungen/meldung.php?d=451>;

Juden und Christen in Deutschland. Verantwortete Zeitgenossenschaft in einer pluralen Gesellschaft, in: http://www.zdk.de/data/erklaerungen/pdf/Juden_u_Christen_Zeitgenossenschaft_2005_04_13_neu_1116422974.pdf;

Michael A. Signer, Blindness or Insight? The Jewish Rejection of Jesus Christ, in: <http://www.jcrelations.net/en/?item=2167>

Der Staat Israel

Ein Jahr später, im März 2007, besucht die Deutsche Bischofskonferenz Israel. Im Umfeld dieses Besuchs war es zu erheblicher Verstimmung gekommen. Zwar räumte Karl Kardinal Lehmann damals ein, die „situativ zugespitzten Äußerungen“ einiger Bischöfe seien „sicherlich nicht angemessen“ gewesen. Die Vorsitzende des Zentralkomitees der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, nannte es jedoch „völlig inakzeptabel“, wenn z.B. der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke vom „Ghetto in Ramallah“ sprach und damit einen Vergleich mit der NS-Zeit zog. Frau Knobloch verurteilte Hankes Aussagen. Sie bedienten Klischees, „die sich hart an der Grenze des Antisemitismus bewegen“.

Die Wiederzulassung des lateinischen Ritus 2007

Noch schwieriger gestalten sich die Verhältnisse auf theologischem Terrain. Die Wiederzulassung des Missale Tridentinum als „außerordentliche Form“ des katholischen

Messformulars im Juli 2007 hat schwerwiegende Fragen für uns Juden aufgeworfen. Denn die jüdische Befürchtung lässt sich nicht ausräumen, dass mit der alten Messe auch die alte Ekklesiologie und die alten Ansprüche der katholischen Kirche wiederbelebt werden sollen. Folge der Wiederzulassung war eine nachhaltige Irritation im Verhältnis von Judentum und katholischer Kirche. Als man im Vatikan vorstellig wurde und eine Klärung verlangte, erhielt man von Kardinal Bertone die Aussage, die Befürchtungen seien unbegründet und man sehe die Sache falsch.

Papst Benedikts XVI. „Gebet für die Juden“ 2008

Dennnoch sah sich Papst Benedikt XVI. schließlich veranlasst, die Karfreitagsbitte für die Juden zu revidieren. Mich hat das aufhorchen lassen. Seitdem spüre ich, dass sich vielleicht gar nicht so viel getan haben könnte in den Weiten kirchlicher Ebenen – trotz „Nostra Aetate“ und Rheinischem Synodalbeschluss „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ von 1980¹⁸. Ungläubig lese ich als Jude mit viel Erfahrung im Dialog diese Verfügung des Papstes, mit der er am 4. Februar 2008 von eigener Hand die Karfreitagsbitte für die Juden im Missale Romanum von 1962 verändert hat. Nach der Freigabe des alten Messritus als „außerordentliche Form“ im

Juli 2007 hatten weltweit Vertreter des Judentums eine Abänderung der alten Form dieses Gebets gefordert. Auch viele christliche Organisationen baten um Klärung: dass der Bund Gottes mit seinem Volk Israel Bestand hat *ohne Jesus*. Das Hin und Her seit Mitte 2007, ob und wie künftig am Karfreitag für die Juden gebetet würde, ließ mehr vermuten als nur einen Fehler in der Kommunikation des Vatikans. Nun schafft eine Neufassung von höchster Seite grausame Klarheit.¹⁹ Es heißt: „Wir wollen auch beten für die Juden, dass unser Gott und Herr ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus erkennen als Heiland aller Menschen ... Allmächtiger ewiger Gott, der Du willst, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, gewähre gnädig, dass ganz Israel gerettet werde, wenn die Fülle aller Völker in Deine Kirche eintritt.“ Führt der Weg zum Heil also auch für Juden letztlich über die Erkenntnis Jesu als Heiland? In der ordentlichen Form seit den siebziger Jahren heißt es da ganz anders: „Lasset uns beten für die Juden, zu denen Gott im Anfang gesprochen hat. Er gebe ihnen die Gnade, sein Wort immer tiefer zu verstehen und in der Liebe zu wachsen.“ Durch die Veränderung der außerordentlichen Form des wiederzugelassenen lateinischen Messritus wird die ordentliche Form entwertet. Denn die jetzt in Kraft gesetzte Fassung Benedikt XVI. ist die neueste Form, mit der es sich kritisch auseinanderzusetzen gilt. Sie ist als offizielle

¹⁸ R. Rendtorff/H. H. Henrix (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Bd. I. (s. Anm. 13), 593–596. Der Schwerpunkt des Synodalbeschlusses von 1980 liegt auf dem Bekenntnis zum niemals gekündigten Bund Gottes mit seinem Volk Israel. Er wehrt damit der falschen judenfeindlichen Tradition von der Ersetzung des alten Bundes Gottes mit Israel durch einen neuen Bund in Jesus Christus, der dann mit der Kirche und der Menschheit geschlossen wäre. Auf dieser Basis wird 1996 der Grundartikel der Kirchenordnung geändert. Eingefügt wird: „Sie (die Evangelische Kirche im Rheinland) bezeugt die Treue Gottes, der an der Erwählung seines Volkes Israel festhält. Mit Israel hofft sie auf einen neuen Himmel und eine neue Erde.“

¹⁹ Zur Debatte siehe: W. Homolka / E. Zenger (Hg.), „... damit sie Jesus Christus erkennen.“ Die neue Karfreitagsbitte für die Juden, Freiburg i. Br. 2008.

„lex orandi“ also auch „lex credendi“! Hätte er auf die Aussage der ordentlichen Form zurückgreifen wollen, wie einfach wäre es gewesen, ihre lateinische Fassung für die tridentinische Messe vorzuschreiben.

Kardinal Walter Kasper, für das Verhältnis zum Judentum zuständig, wiegelt ab: Die Bitte um Bekehrung der Juden sei nur eine „endzeitliche Hoffnung“, die katholische Kirche wolle im Diesseits keine Judenmission. Es handle sich lediglich um ein Zitat aus dem Römerbrief. Wenn der Papst nun von der Bekehrung der Juden spreche, müsse man das richtig verstehen. Ich meine, ich verstehe ihn schon. Deshalb habe ich meine Teilnahme am 97. Katholikentag in Osnabrück abgesagt.

Gestörtes Vertrauen

Das Klima des Einvernehmens und des gegenseitigen Vertrauens ist nicht mehr gegeben. Ein jüdischer Kollege benannte seinen Zustand sanft mit „inhaltlicher Verwunderung und emotionaler Verstimmtung“. Jemand anderer wollte es noch klarer sagen: Juden aller Denominationen lehnen jede Form der Vereinnahmung und Mission seitens des Christentums ab und sollten – 1.600 Jahre nach Konstantin und Theodosius, 1.000 Jahre nach den Kreuzzügen, 900 Jahre nach den Laterankonzilien und 63 Jahre nach der Schoa – einen Respekt erfahren, der erst die Grundlage für einen wahren Dialog zwischen Judentum und Kirche bedeuten kann.

Uns Juden geht es also um die gleiche Augenhöhe und um die Selbstachtung gegenüber einer Kirche, die es nicht vermocht hat, die Lehre von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen so zu vermitteln, dass mehr als nur ein kleines Häuflein gläubiger Katholiken sich gegen die Verbrechen des Nationalsozialismus gestellt

hätten. Leo Baeck war es, der dieses Fazit nach dem Holocaust gezogen hatte: Was ist eine Kirche wert, die Gottes grundsätzliche Lehren nicht aufrechtzuerhalten weiß, dann aber auch noch einen Absolutheitsanspruch aufrechterhält, der durch nichts zu rechtfertigen ist.

Die Annäherung ist gefährdet

Trotz dieses Bankrots 1945 war eine beispiellose Annäherung möglich, getragen auch von dem – wie wir glaubten – ehrlichen Bemühen der Kirche, „Gottes erste Liebe“ (Friedrich Heer) anzuerkennen und damit auf eigene Spurensuche zu gehen. Gerade vor dem Hintergrund der leidvollen und unentschuldbaren christlichen Vergangenheit mit dem Judentum ist es eine wichtige Aufgabe für jüdische Theologen geworden, den Dialog mit dem Christentum zu suchen. Die spirituelle Komponente ist dabei ganz wichtig: Nicht nur humanitäre Erwägungen führen uns zusammen. Wir sind vielmehr um Gottes willen miteinander verbunden. Es reicht nicht, dass Christen sich auf ihre jüdischen Wurzeln aus biblischer Zeit berufen; denn Dialog verlangt Zeitgenossenschaft, das heißt das Gespräch zwischen heutigen Christen und heutigen Juden. Die Bewegung aufeinander zu müsste sich öffnen zu einer gemeinsamen Verantwortung für die Zukunft unserer gefährdeten Welt.

Seit fünfundzwanzig Jahren engagiere ich mich für das jüdisch-christliche Gespräch. In den letzten Jahren verstärkt sich in mir leider das Gefühl, die Beschäftigung der katholischen Kirchenoberen mit dem Judentum wird zu einer zeremoniellen Pflicht. Man hat katholischerseits alles gesagt: den Eigenwert des Judentums bestätigt, seine Schuld gegenüber dem jüdischen Volk bekannt, seinen Willen zum Dialog

auch institutionell bekräftigt im Rahmen der Päpstlichen Kommission für die Religiösen Beziehungen zu den Juden.

Die Frage nach der Gültigkeit der Heilszusage Gottes an das jüdische Volk aus katholischer Sicht bleibt aber offensichtlich eine offene Wunde. Als höhnisch müssen Juden es empfinden, wenn ausgerechnet im Umfeld von Karfreitag und Ostern die Katholische Kirche wieder für die Erleuchtung der Juden bittet, damit wir Jesus als Heiland erkennen. Solche theologischen Aussagen werden in einem wirkungsgeschichtlichen Kontext getroffen, der eng verbunden ist mit Diskriminierung, Verfolgung und Tod, letztlich um unseres „Seelenheils“ willen. Das ist nach der Schuld, die die Katholische Kirche in ihrer Geschichte mit dem Judentum und zuletzt im Dritten Reich auf sich geladen hat, völlig unangemessen und muss auf das Schärfste zurückgewiesen werden. Deshalb haben auch die jüdischen Gemeinschaften Italiens, Deutschlands und Österreichs den Dialog mit der katholischen Kirche ausgesetzt.

Wo stehen wir?

Die grundsätzliche Absage an gegenseitige Mission bedeutet nicht, individuellen Glaubensentscheidungen mit Respekt zu begegnen. Anlässlich der Feierstunde in Rom zum 40. Jahrestag der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ am 27. Oktober 2005 sollte der jüdischstämmige Pariser Kardinal Jean-Marie Lustiger sprechen. Der römische Oberrabbiner Riccardo di Segni verurteilte diese Wahl als unangemessen und blieb dem Anlass fern: Es sei

kein Dialog, wenn es bedeute, die eigene Identität aufzugeben und zur anderen Seite überzuwechseln. Andere Rabbiner und ich nahmen aber demonstrativ teil, um die Person Lustigers und sein Lebenswerk zu würdigen, auch unter Einschluss der Tatsache, dass er jüdisch geboren war. Heute frage ich mich: Wie stünde es denn, wenn es umgekehrt wäre? Kann die katholische Kirche damit fertig werden, dass eine ganze Anzahl von Rabbinen ursprünglich in das Christentum hineingeboren war, bevor sie von der einen zur anderen Bruderseite gewechselt sind? Im Juni 2007 überbrachte bei der Amtseinführung der ursprünglich evangelischen Rabbinerin Gesa Ederberg in Berlin die evangelische Bischöfin Maria Jepsen Grüße auch im Namen des Ratsvorsitzenden der EKD, Bischof Wolfgang Huber. Könnte die katholische Kirche über ihren Schatten springen und akzeptieren, dass die Taufhandlung an einem Kind nicht schwerer wiegt, als die freie Entscheidung des Jugendlichen oder Erwachsenen, einen anderen Weg mit Gott zu gehen, der als „brüderlich“ bezeichnet wird? Es könnte sein, dass es dann schnell vorbei wäre mit dieser Brüderlichkeit.

Als Elemente der lehramtlichen Verkündigung einer neuen Sicht des Verhältnisses zum Judentum sind heute wieder zu verteidigen: der mit Israel geschlossene Bund ist „von Gott nie gekündigt“²⁰ worden. Das jüdische Volk steht nach wie vor in einer unwiderruflichen Berufung und ist immer noch Erbe jener Erwählung, der Gott treu ist (vgl. Röm 9,4). Es ist das „Volk des Bundes“, welches von der Bibel her als „Licht der Völker“ eine universale Sendung hat. Jesus Christus ist ein echter Sohn Israels. Sein Judesein und die Tatsache, dass

²⁰ Johannes Paul II. in seiner Ansprache an den Zentralrat der Juden in Deutschland und die Rabbinerkonferenz am 17. November 1980 in Mainz, in: R. Rendtorff/H. H. Henrix (Hg.), Die Kirchen und das Judentum. Bd. I. (s. Anm. 13), 75.

sein Milieu die jüdische Welt war, gehören nach Johannes Paul II. zur Menschwerdung des Sohnes Gottes. Sie sind nicht ein einfacher kultureller Zufall. Wer die Bindung Jesu an das jüdische Volk lösen und durch eine andere religiöse Tradition ersetzen wollte, würde die Identität der Person Jesu Christi beschädigen. Diese Aussagen sind für das überkommene Glaubensverständnis von Christen irritierend, aber sie entsprechen der Ortsbestimmung, die das Zweite Vatikanische Konzil für die christliche Identität vorgenommen hat. Beide beten denselben Gott an.²¹ Beide stützen sich auf dasselbe Buch, die Hebräische Bibel. Beide erkennen die moralischen Prinzipien der Tora an und hegen eine gemeinsame Verantwortung für diese Welt als Gottes Schöpfung.

Unsere Furcht ist, dass diese Erkenntnisse auf der Grundlage des II. Vatikanischen Konzils in den Hintergrund rücken könnten. Unsere Hoffnung ist, dass die „ecclesia triumphans“ des alten Ritus keine geistige Wiederbelebung findet. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Micha Brumlik war es, der vor einigen Monaten

in einem Artikel „vor der Eiszeit“ warnte, auf die wir zulaufen. Jetzt ist sie da. Die Beziehungen zwischen katholischer Kirche und jüdischer Gemeinschaft stehen durch den unfreundlichen Akt der Neufassung der Karfreitagsfürbitte schlagartig vor einer Zerreißprobe wie schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Es obliegt der weiteren theologischen Diskussion, im jüdischen Nein zu Jesus Christus den Ausdruck jüdischer Treue zur eigenen Berufung und eine Voraussetzung für das Werden der Kirche zu bedenken. Das mühsam Erreichte im jüdisch-katholischen Verhältnis ist noch nicht gesichert, und wir bemerken beinahe jeden Tag, dass es gefährdet ist.

Der Autor: Prof. Dr. Walter Homolka (1964) ist deutscher Rabbiner, Rektor des Abraham-Geiger-Kollegs an der Universität Potsdam, Vorstandsmitglied der World Union for Progressive Judaism Jerusalem (seit September 2005) und Chairman der Leo Baeck Foundation. Er arbeitet im Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken mit.

²¹ „Manche Menschen betrachten die Tatsache, dass Jesus Jude war und dass sein Milieu die jüdische Welt war, als einfachen kulturellen Zufall, der auch durch eine andere religiöse Inkulturation ersetzt und von der die Person des Herrn losgelöst werden könnte, ohne ihre Identität zu verlieren. Aber diese Leute erkennen nicht nur die Heilsgeschichte, sondern noch radikaler: Sie greifen die Wahrheit der Menschwerdung selbst an und machen eine authentische Auffassung der Inkulturation unmöglich.“ (in: H. H. Henrix/W. Kraus (Hg.), *Die Kirchen und das Judentum*. Bd. II. Dokumente von 1986 bis 2000, Paderborn–Gütersloh 2001, 109.)